

Im dritten Kapitel geht der Vf. genauer auf das Danziger Haus der Familie Loitz ein, wobei er sich auf die in Edition vorliegenden Rechnungsbüchern bezieht. Er behandelt die Unternehmensstruktur vor dem Hintergrund der damals üblichen Erscheinungsformen des Gesellschaftshandels im Hanseraum und stellt fest, dass sich die Struktur der Loitzschen Unternehmungen von jener der süddeutschen Handelsgesellschaften, mit Niederlassungen an unterschiedlichen Orten, durchaus unterschieden habe. Die Handelspartner, die an den unterschiedlichen Orten als Akteure in Erscheinung treten, sollten nicht als Leiter einer Niederlassung gesehen werden, sondern lediglich als Handelsdiener. Zudem handelten die einzelnen Familienmitglieder auf eigene Rechnung, und es ist keine übergeordnete Gesellschaft erkennbar. Der Vf. verwendet in diesem Zusammenhang den modernen Begriff „Unternehmensgruppe“, um die Eigenheiten der Struktur des Loitzschen Familienunternehmens zu kennzeichnen (S. 136). Hinsichtlich der Frage, wie die Rechnungsbücher in der Praxis geführt wurden, stellt D. eine einfache Art der Buchhaltung fest, die typisch für den Hanseraum sei. Überraschend ist die buchhalterisch bereinigte Berechnung der Einnahmen und Ausgaben, woraus ersichtlich wird, dass das Danziger Haus der Loitz in den fünf Jahren der vorliegenden Rechnungsbücher ein (kleines) Verlustgeschäft war, was dem Vf. zufolge auch ein Grund für die Auflösung der Danziger Geschäfte nach 1570 gewesen sein könnte. Außerdem analysiert er die Verwendung von Geldwechseln als Überweisungs- und Kreditinstrument und beschließt das Kapitel mit einem sehr hilfreichen Überblick über die in den Büchern benutzten Maße und Gewichte.

Im vierten Kapitel nimmt D. eine Neubewertung der Loitz anhand der zuvor gewonnenen Einsichten vor. Neben der bereits erwähnten Einordnung der Unternehmensstruktur und Buchhandlungspraxis als nicht untypisch für den Hanseraum im 16. Jh., wird der „Bankrott“ von 1572 näher untersucht. Der Vf. schildert überzeugend, dass hier lediglich eine Liquiditätskrise der Stettiner Loitz vorgelegen habe, die durch eine Kombination von risikoreichen Kreditvergaben, Preisschwankungen im Salz- und Getreidehandel und die Neuausrichtung der herrschaftlichen Finanzen nach Regierungswechseln in Brandenburg und Polen ausgelöst worden sei. Als Folge zog sich die Familie Loitz aus dem Großhandel zurück und widmete sich der Gutswirtschaft.

Trotz des oft komplizierten Sachverhalts ist die Abhandlung leserlich geschrieben und verständlich argumentiert, auch dank der strukturierten Diagramme. Ein wenig störend für den Lesefluss sind lediglich die oft akribisch anmutenden Beschreibungen der Lebens- sowie Regierungszeiten der einzelnen Fürsten in Klammern, die für ein Verständnis des Textes nicht unbedingt notwendig sind.

Lübeck

Bart Holterman

**Multicultural Commonwealth. Poland-Lithuania and Its Afterlives.** Hrsg. von Stanley Bill und Simon Lewis. (Russian and East European Studies.) University of Pittsburgh Press. Pittsburgh 2023. XII, 383 S., Ill. ISBN 978-0-8229-4803-2. (\$ 60,-)

Der Multikulturalismus der polnisch-litauischen Adelsrepublik ist in den letzten Jahrzehnten in der historischen Fachliteratur öfter thematisiert worden, hauptsächlich um die Toleranz der Polen in ethnischer und religiöser Hinsicht zu belegen und dieses Urteil dann auch auf die Gegenwart zu projizieren. Das wird auch von mehreren Autoren dieses Sammelbands vermerkt. Hier aber haben Historiker aus verschiedenen Ländern das Phänomen zu ihrem Hauptthema gemacht, um es aus unterschiedlichen Perspektiven zu beleuchten. Dabei ist das Buch in zwei Teile geteilt: Die ersten sechs Aufsätze befassen sich mit der historischen Rzeczpospolita und behandeln verschiedene ihrer kulturellen Milieus. Die Aufsätze 7 bis 12 nehmen dagegen die Kultur der Erinnerung an die Adelsrepublik in einigen Milieus des 19. und 20. Jh. in den Blick.

Im ersten Teil sind gleich zwei Texte der religiösen Vielfalt in Polen-Litauen gewidmet, von Karin Friedrich für das 17. Jh. und für die letzte Phase der Adelsrepublik, die Zeit der Teilungen, von Richard Butterwick. Beide betonen, dass hier nicht von moder-

ner religiöser Toleranz gesprochen werden kann, sondern nur von Tolerierung anderer Konfessionen mit dem Ziel, den Frieden im Staat zu erhalten und seine Existenz nicht zu gefährden. Das zeigt sich deutlich daran, dass die religiösen Gruppen Gemeinschaften unterschiedlichen Rechts bildeten (z. B. waren nur die katholischen Bischöfe im Senat vertreten, nicht aber die orthodoxen oder die protestantischen Vorsteher), sowie auch an der wachsenden Unduldsamkeit der Katholiken, je größer ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung wurde. Mit diesem Prozess ging eine Polonisierung der Bevölkerung einher, die auch zu einer immer größeren ethnischen Vereinheitlichung führte. Erst am Ende des 18. Jh. entwickelte sich unter dem Druck der künftigen Teilungsmächte und des aufgeklärten Denkens allmählich eine echte religiöse Toleranz.

Religiösen Minderheiten sind auch weitere Artikel gewidmet. Magda T e t e r behandelt die Juden in der Rzeczpospolita und unterstreicht, dass sie ein integrierter Teil der Gesellschaft waren, der aber dann von der nationalen Geschichtsschreibung in Polen seit dem 19. Jh. zunehmend verschwiegen wurde. Größere Konflikte gab es mit den Moslems, über die Dariusz Kołodziejczyk schreibt. Von ihnen lebten zwar einige innerhalb des Staates und passten sich in vielerlei Hinsicht an die polnische Kultur an, aber andere, insbesondere die Osmanen und Krimtataren, bedrohten das Land von außen und wurden deshalb als Feinde betrachtet. Besonders kompliziert stellte sich das Verhältnis der Ukrainer zur Adelsrepublik dar. Auch hier gab es eine religiöse Differenz, die durch die Union von Brest überbrückt werden sollte, was aber nur teilweise gelang. Entsprechend entwickelte sich im Bewusstsein der Ukrainer eine Dichotomie zwischen Gefühlen der Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit zur Rzeczpospolita. Das zeigt Olenka Z. P e v n y anhand der Geschichte von Bau und Ausstattung der Erlöserkirche in Berestovo im Stadtgebiet von Kiew.

Die Auffassung der Polen von der Multikulturalität ihres Staates kommt am ehesten in dessen Bezeichnung als „Sarmatien“ zum Ausdruck. Tomasz Grusiecki untersucht in diesem Zusammenhang, wo auf frühneuzeitlichen Karten aus Polen dieses Sarmatien verzeichnet wurde und in welche Regionen man es aufteilte. Er unterscheidet zu Recht zwischen dem geografischen Sarmatien-Begriff und dem kulturellen Begriff des Sarmatismus, der sich vor allem auf den Adel des Landes bezog. Unrecht hat er allerdings, wenn er mehrmals feststellt, man hätte die Sarmaten damals nicht als eine ethnische Gemeinschaft mit gemeinsamer Abstammung betrachtet.

Origineller und informativer für Leser außerhalb Osteuropas sind sicher die Aufsätze im zweiten Teil des Buchs. Hier wird deutlich, wie seit dem 19. Jh. in der Erinnerung an die Adelsrepublik die Grenzen zwischen ihren Bevölkerungsgruppen wieder stärker zutage traten. Stanley Bill zeigt, wie vor allem die polnische Literatur einen kolonialen Blick auf die Ukraine förderte, für den die Polen als Kulturbringer im Osten galten, ohne dass dabei das alte Gefühl der Gemeinsamkeit völlig verdrängt werden konnte. Noch stärker von oben herab betrachteten die Polen allerdings die Weißrussen, wie Bills Mithrsg. Simon Lewis belegt, der sich dabei aber vor allem auf moderne Literatur stützt. Polen und Litauer unterstützen zwar heute die Weißrussen in ihrem Kampf gegen das Lukašenko-Regime, aber zeigen ansonsten wenig Interesse an der weißrussischen Kultur. Sehr aufschlussreich ist auch der Artikel von Rūstis Kamuntavičius zum aktuellen Streit zwischen Litauern und Weißrussen, ob das Großfürstentum Litauen ein litauischer oder ein weißrussischer Staat war. Dabei berufen sich die Litauer darauf, dass der Staat von einer litauischen Dynastie gegründet und beherrscht wurde, die Weißrussen hingegen können nicht nur auf die slawische Bevölkerungsmehrheit verweisen, sondern auch darauf, dass die Amtssprache und die Kultur weitgehend slawisch waren. Beide Seiten betrachten dabei die Gebiete, die von ihrer Volksgruppe bewohnt waren, jeweils als das Zentrum des Staates, und beide spielen die stetig wachsende Bedeutung der polnischen Kultur herunter.

Einen besonders originellen Beitrag liefern Magdalena Waligorska, Ina Sorkina and Alexander Friedman, die sich in einem gemeinsamen Artikel drei Projekten widmen, bei denen jeweils in Polen, Weißrussland und der Ukraine an die jüdische Vergan-

genheit an einzelnen Orten erinnert werden soll. Im südostpolnischen Biłgoraj rekonstruiert ein lokaler Geschäftsmann ein altes Shtetl nach Häusermodellen aus ganz Osteuropa. Er stößt damit auf den Widerstand rechter Kreise in Polen, aber auch von Juden, denen es nicht gefällt, dass hier nur Polen darüber bestimmen, an welche Aspekte der Vergangenheit erinnert wird. In ähnlicher Weise suggeriert ein neues Museum in Iuje in Weißrussland ein völlig harmonisches Zusammenleben der Kulturen bis zum Zweiten Weltkrieg. Auch in Brody in der Ukraine wird die Beteiligung der orthodoxen Bevölkerung an antijüdischen Aktionen verdrängt. Als Goldenes Zeitalter der Toleranz und kulturellen Blüte gilt hier jedoch nicht die Zeit der Adelsrepublik, sondern die der Zugehörigkeit zu Galizien im 19. Jh., als Brody das „österreichische Jerusalem“ war. Immerhin betonen die Autoren, dass noch offen sei, welchen Weg die Erinnerungskultur in allen Fällen in der Zukunft nehmen wird.

Zumindest ein Artikel, von Robert Frost, befasst sich auch mit der Geschichtsschreibung. Der Schotte vergleicht die Visionen der Adelsrepublik bei zwei Historikern, die beide 1919 bei der Pariser Friedenskonferenz an der Neugestaltung Osteuropas beteiligt waren. Oskar Halecki betrachtete dabei die polnisch-litauische Union als Vorbild für die von Józef Piłsudski angestrebte Staatenföderation in Ostmitteleuropa unter polnischer Führung. Lewis Namier dagegen fürchtete eine polnische Vorherrschaft und neigte eher zu einem Panslawismus unter russischer Führung.

Schließlich erinnert Ewa Nowicka auf der Basis einer neuen Untersuchung daran, dass die Erinnerung an die alte Rzeczpospolita nicht zur Begründung von modernem Multikulturalismus taugt. Die Ukrainer im heutigen Polen sind Migranten und klagen häufig über negative Einstellungen der Polen ihnen gegenüber. Bei den Polen bessert sich aber das Image der Ukrainer aufgrund von deren Abwehrkämpfen gegen Russland. Doch diese Verbesserung der Beziehungen gründet sich eher auf die Distanzierung von der Vergangenheit als auf die Erinnerung an die Adelsrepublik.

Freiburg

Martin Faber

**Beata Giblak: Neisse 1914–1918. Kultur, Literatur und Alltag einer oberschlesischen Stadt im Ersten Weltkrieg.** Leipzig 2024. Leipziger Universitätsverlag. 394 S., Ill. ISBN 978-3-96023-523-1. (€ 34,-)

Die Philologin und Germanistin Beata Giblak verfolgt das Ziel, „die Kultur [Neisses] in den spezifischen Kontexten und Bedingungen des gesellschaftlichen Seins während des Ersten Weltkriegs zu analysieren und zur Darstellung zu bringen“ (S. 11). Der Krieg habe einen „in sich geschlossenen Abschnitt des Kulturlebens“ gebildet, der durch zahlreiche „situationsbedingte Faktoren“ geprägt worden sei. Einschränkend führt sie an, dass es in ihrer Darstellung nicht „primär um Kriegspropaganda“ für die Menschen an der „Heimatfront“ gehe, sondern allgemein um „Formen und Inhalte des gesellschaftlichen Lebens und der sozialen Kommunikation“, die sich „nicht unter dem Begriff der Propaganda subsumieren“ ließen (S. 11). Diese Einschränkung wäre nicht notwendig gewesen, denn der Titel lässt nicht darauf schließen, dass es im vorliegenden Buch nur um Kriegspropaganda gehen könnte.

Die Hauptquelle der Autorin ist die *Neisser Zeitung*, in der sich die Positionen des katholischen Zentrums widerspiegeln. Der Quellenbestand des *Neisser Tageblatts* als Gegenpol sei, so G., verloren. Um ein umfangreiches Bild des Kulturlebens zu entwerfen, zieht sie weitere Zeitschriften und Publikationen des Neisser Vereins- und Schullebens heran, wie z. B. die Berichte des örtlichen Kultur- und Altertumsvereins oder Schulprogramme, die Auskunft geben über Veranstaltungen und schulisches Leben unter Kriegsbedingungen. Nicht zuletzt bezieht G. auch Werke Neisser Autoren „unterschiedlichen literarischen Niveaus“ (S. 13) mit in ihre Studie ein, die auf unterschiedliche Weise Neisse im Ersten Weltkrieg repräsentieren.

Ihre Methodik beschreibt die Vf. als „deskriptiv-analytisch“, sie wolle ein „chronologisch geordnetes detailliertes Bild“ (S. 15) des Kulturlebens in Neisse liefern. Neben den